

Niklas Kapeller

BG/BRG Villach Peraustraße

Betreuung durch Günter Lenart

Thema 1:

Die Älteren von früher haben den Jungen gesagt: Es kommt darauf an, mit dem, was man hat, und mit dem, was man ist, zufrieden zu sein. Diese Elementarform von Lebensklugheit ist durch massenmediale Trends hinweggefegt worden. Wir leben in einer Gesellschaft aus Stars, die nur noch nicht entdeckt sind. In jedem Ego tickt die Zeitbombe: It could be you.

Peter Sloterdijk: Vom Menschen zum Monstrum. Interview mit Michael Hesse, Frankfurter Rundschau, 18. 9. 2014

Could it be me?

Allumfassend und gnadenlos sucht er uns heim. Er erschöpft uns, treibt uns an, steuert uns in eine ganz bestimmte Richtung. Einige belohnt er, aber viele andere verschmäht er ohne Rücksicht auf sie zu nehmen. Er nimmt, er gibt, doch stets so, dass er profitiert. Jedem macht er Hoffnung, lockt und verzaubert die Unschuldigen, um sie später auszubeuten. Er ist wahrlich ein schlimmer Gesell, und doch gern gesehen bei jedermann.

Die Rede ist vom Wettkampf.

Es vergeht kein Tag, da man nicht auf einen Wettbewerb stößt. Wo man auch hinblickt, der Wettstreit war schon da. Unklug, wie die Menschen sind, laufen sie stets in die Fallen, die er ihnen stellt; es muss allen klar sein, dass es nur einen Gewinner geben kann und alle anderen Verlierer sein werden – der Gewinner, das ist er, der Wettbewerb selbst, sowie ihrer eigenen Ansicht nach auch die, die sich ihm zu Genüge unterworfen haben, um von ihm einen Trostpreis zu erhalten. Und trotz alldem nimmt dem Wettkampf sein Tun niemand übel – aus Angst, in Ungnade zu verfallen.

Nichts und Niemand hält eine ganze Gesellschaft so gut in Atem wie der Wettbewerb. Schon längst sind alle Bereiche des täglichen Lebens vom immerwährenden Kampf, vom immerwährenden Wettkampf durchdrungen, schon längst ist alles darauf ausgerichtet, gleichgeschaltet.

Dies stimmt jedoch nur bedingt. Tatsächlich ist der Wettbewerb weniger ein Usurpator als ein

Revolutionär: Denn die Sinnfrage, die ihren Thron verteidigt, ist von keinem Interesse für deren Kontrahenten; im Gegenteil, sie ist nur hinderlich. Also ist der Wettbewerb sehr bemüht darum, diesen Thron gleich vollständig hinwegzufegen, anstatt ihn einzunehmen. Wo keine Antwort nach der Sinnfrage ist, noch nicht einmal die Frage selbst, sondern nur Wettbewerb, sind keine Ausflüchte möglich.

Das Prinzip des Wettkampfes ist uralte. Nie war Leben denkbar, ohne dass es nicht immer ein Wettstreit gewesen wäre, so erklärt es die Evolutionstheorie. Der Wettkampf hat verfügt, dass sich ihm zu Ehren die Kreaturen in Luft, Wasser und an Land zu ihrem eigenen Nutzen gegenseitig kannibalisieren, sich gegenseitig Leid antun, eh sie selbst Opfer ihrer Strategie werden. Der Kampf um das Überleben war immer ein Wettkampf; lange Zeit war er der einzige.

Zwar hat nichts auf Erden je ohne Konkurrenzdenken gelebt, doch in den Himmel gehoben, wirklich gefördert und hochgehalten wurde dieses Prinzip erst durch uns, die Menschheit. Den Tieren und Pflanzen ist der Kampf ums Überleben ihr größter Feind, es ist klar, dass es am Ende nur Verlierer geben wird; doch den Menschen ist es gegeben, anzunehmen, es würde bei jedem Wettstreit einen Gewinner geben, einen Gewinner, der man selbst sein könnte.

Wie hat man es nun angestellt, das Wetteifern in jedem Bereich des Gesellschaftslebens zu implementieren? Der unglückselige Initiator dürfte wohl derjenige gewesen sein, der vor lang vergangener Zeit sein überflüssiges Getreide, vielleicht aber seine Fische, seine Jagdbeute oder welche Ressource auch immer seinen Mitmenschen verweigerte, um daraus einen Vorteil zu ziehen. Das war die erste wirkliche Opfergabe an den Wettbewerb. Anstatt der Gemeinschaft aktiv und direkt zu helfen, wurden die bestehenden Ressourcen zugunsten des Zwiespalts und des Konkurrenzkampfes aufgewendet, was aufgrund des Bedarfs nach diesen elementaren Rohstoffen die davon Abhängigen zwang, sich den Wettbewerbsregeln zu unterwerfen. Die deutlich sichtbare Macht, die mit diesem Handeln einhergeht, muss auf die noch nicht im Wettstreit involvierten eine unglaubliche Faszination ausgeübt haben; das könnte ich sein, werden sie gedacht haben, und somit prompt haben sie selbst den Kampf um Macht dem schlichten Funktionieren der Gesellschaft vorgezogen.

Es könnte ich sein, ich könnte der große Gewinner sein, ich!

Ein Mantra für tausend Generationen. Der Konkurrenzkampf wucherte und gedieh, infizierte bald die ganze Welt und nahm an Garstigkeit und Vielfalt mehr und mehr zu, fand Platz in jedem Aspekt gesellschaftlichen Lebens.

Seit der bloßen Kontribution von Getreide ist viel passiert. Anstelle der Naturalien traten bald Ersatzmittel, die schön glitzerten, zwar an sich keinen Wert hatten, aber durch Glauben einen bekamen. Auch wenn es nie so leicht erkenntlich war, im Endeffekt glaubte man immer an den Wettbewerb, nichts anderes. Verglichen damit, wie plump der Glaube an diese Ersatzmittel namens Währung fundiert ist, erstaunt es sehr, welche katalysatorische Wirkung er beim Wettbewerb doch hervorrufen konnte.

Denn nun konnte wirklich jeder sehen und denken: *Das könnte ich sein!*

Immer wieder erfand sich der Wettbewerb selbst, nicht nur im ökonomischen Sinn, wo die unsichtbare Hand desselben erst mit buntem Papier spielte, dann, in jüngster Zeit, mit virtuellem Geld, das sich auf keinen realen Gegenwert stützt. An einem gewissen Punkt in der Geschichte, der schwer auszumachen ist, übertrat das Wettstreiten die Grenze zwischen ökonomischem und sozialem – und wurde zum Volkssport. So, wie der kommerzielle Konkurrenzkampf dem karitativen Miteinander vorgezogen worden ist, war es nur eine Frage der Zeit, bis auch das genügsame, ungezwungene Zusammenleben ausgedient hatte. Die Währung ist aber weder Getreide, noch Gold, buntes Papier oder die Magnetisierung einer Plastikkarte, sondern Anerkennung.

Anerkennung kann, wenn sie zur Währung wird, nicht mehr einfach so gegeben werden. Es ist, als würde man Geld verschenken – damit wäre anderen geholfen, doch damit gewinnt sich kein Wettbewerb. Dass der Wettbewerb hier sehr verlockend ist, dürfte klar sein. So entsteht ohne große Schwierigkeit eine Art Anerkennungsökonomie, die die Menschen mit dem Lockruf „*Es könntest du sein!*“ verzaubert.

Anerkennung ist für die seelische Gesundheit so wichtig wie Nahrung für das körperliche Wohlbefinden, deswegen ergibt sich eine ganze Reihe von Problemen, wenn diese plötzlich etwas kostet, wenn sich diese plötzlich von etwas zwischenmenschlichen, Kostenlosem zur knallharten Währung und begehrten Handelsware wandelt. Wie für Geld und das tägliche Brot muss plötzlich auch für Anerkennung gearbeitet werden. Man könnte sich dagegen auflehnen, man könnte selbstverständlich hinterfragen, wieso man für etwas schuften soll, das eigentlich frei verfügbar sein sollte – aber nein, denn *es könnte und sollte ich sein, ich, der die allermeiste Anerkennung verdient, ich muss dieses Spiel nur gewinnen.*

Ein Spiel. Mehr ist das Leben nicht, wenn es erst zum Wettbewerb verkommen ist. Diese Perspektive, es sei ohnehin alles ein bloßes Spiel mit Regeln und einem festgelegten Ziel, das

eben nur der Gewinner erreicht, wird noch nicht einmal mehr kritisch betrachtet, wenn erst die ganze Gesellschaft nach den Spielregeln vorgeht.

Bei einer solchen Degradierung des Daseins zum bloßen Wetteifern, zum bloßen Spiel verliert sich die Sinnfrage schließlich vollständig. Nicht eine Antwort wird gegeben, sondern anstatt eines Sinns ein Ziel, ein Preis – wie es bei Wettkämpfen üblich ist. Reich sein, das ist für viele Menschen das Ziel in ihrem Leben, und wenn nicht das, dann wohl möglichst viel Luxus. Zu dem fügt sich das Verlangen nach Anerkennung, nach sozialem Status, was oft in Wechselwirkung mit dem materiellen Reichtum steht; eine Sonderregel des Spiels des Lebens. Die Spieler werden nie gefragt, ob sie mitspielen möchten, dennoch eifern fast alle von ihnen ohne weitere Fragen um die Wette. Es geht darum, zu gewinnen, das ist das Ziel – und daneben existiert kein anderes. Es geht also um das gewinnen, nicht um das verwenden von dem, was man hat. Es mag schon sein, dass jedem etwas gegeben ist – unterschiedlich viel von unterschiedlicher Art – doch damit zu arbeiten, davon zu leben ist keine Option, was man nicht hat, muss gewonnen werden, nicht geschaffen. Der große Ansporn im Spiel ist das Wissen darum, dass die meisten verlieren werden – doch das ist nicht etwa Anlass, sich zu solidarisieren, sondern umso verbissener nach dem Hauptgewinn zu streben, weil man auf gar keinen Fall zu den Verlierern zählen will – denn *es könnte ja ich sein!*

Zur These, der Wettbewerb an sich sei etwas generell Schlechtes, möge man mir nun entgegen, es könne gar keinen Fortschritt geben, würden die Menschen nicht unter ständigem Konkurrenzdruck stehen, es sei folglich etwas uns sehr Förderliches, dass wir den natürlichen Wettkampf um das Überleben zu unserer Staatsreligion und Weltordnung gemacht hätten. Im Übrigen würde man meinen, es zeuge von Unverstand, im Zuge eines Wettbewerbs Wettbewerbe zu verteufern.

Dem wiederum antworte ich, dass die behauptete Notwendigkeit des Konkurrenzdenkens keineswegs notwendig, sondern lediglich möglich ist und die augenscheinliche Ironie, gerade dieses Thema bei einem Wettkampf zu behandeln, vollkommen beabsichtigt. Wettkämpfe mit Preisen sind im Wesentlichen nur ein Weg, Menschen anzuspornen, es ist nur ein Weg von vielen! Zugegebenermaßen ist der Wettkampf die simpelste Möglichkeit, Menschen zu motivieren, weil er an ihren Selbsterhaltungstrieb appelliert. Da dieser Trieb jedem Menschen gegeben ist, lässt sich das Wetteifern sehr einfach als Selbstschutz vor einer Bedrohung, die paradoxerweise der Wettbewerb selbst ist, installieren.

Eine nachhaltigere Methode zum Ansporn, die denselben Fortschritt hervorbringen könnte, ist das Streben nach Gemeinwohl. Auch hierbei wird an etwas zutiefst Menschliches appelliert – Gemeinsinn. Wenn der Wunsch nach Gesellschaft nicht von dem nach Gewinn überschattet wird, so sollte es möglich sein, dass viele wie zum Gewinnen eines Preises zusammenkommen, doch stattdessen, und das gilt besonders für diese Olympiade, voneinander lernen, einander helfen – zum Wohl aller.

Und das neue Mantra davon? *It could be us.*